

⁴ Das Interesse an den Details der Erzählung und den möglichen Primärquellen verstellt zuweilen den Blick auf die Gesamtkonstruktion. So trennt beispielsweise der ansonsten herausragende Kommentar von Joachim Gnilka, *Das Evangelium nach Markus*, 1. Teilband: Mk 1,1-8,26, Neukirchen ⁵1998, die beiden Perikopen vollständig voneinander und betrachtet den Bericht vom Tod des Johannes als Intermezzo zwischen dem Auszug und der Rückkehr der Apostel.

⁵ Tatsächlich besaß Herodes Antipas, anders als sein Vater, keinen Königstitel, sondern nannte sich „Tetrarch“, da das Reich seines Vaters aufgeteilt worden war und er nur über ein Viertel desselben herrschte.

⁶ Dies hebt auch J. Gnilka hervor, aaO., 243ff.

Aus dem Spanischen übersetzt von Gabriele Stein

Kritik an den heutigen Demokratien und Wege zu ihrer Humanisierung von der biblisch-jesuanischen Tradition her

Jon Sobrino

I. Kritik und Demaskierung der Demokratie heute

1989, mitten in einer Zeit der Tyrannei und der Unterdrückung, sagte Ignacio Ellacuría: „Was wir nötig haben, ist nicht Demokratie, sondern das sind Menschenrechte.“ Das heißt, nicht das, was *bestimmte politische Ordnungen* gestaltet, sondern was *Lebenswirklichkeit* schafft. Und die Demokratie schuf keine Lebenswirklichkeiten. Auch nicht die Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, die aktiv verantwortlich war für das, was in El Salvador geschah. Und er übte Kritik an der Heuchelei: „Die Vereinigten Staaten handeln innerhalb ihrer eigenen Grenzen mit einem gewissen Grad von Demokratie, außerhalb davon aber ist ihnen die Demokratie absolut gleichgültig.“¹

J. Comblin, stellt dort, wo er die Ergebnisse des formalen Funktionierens der Demokratie betrachtet, ein allumfassendes Versagen fest. „Die Demokratie befindet sich in der ganzen Welt in der Krise, in erster Linie in Europa und in den Vereinigten Staaten. Es ist ein weltweiter Jammer. Auch in Lateinamerika, wenn sich dies auch auf etwas andere Weise äußern mag.“² Und die Krise ist unverkennbar, wenn man die Demokratie – was auch immer ihr unter theoretischem Blickwinkel betrachtetes Wesen sein mag – als konkrete Wirklichkeit betrachtet,

welche die Länder und politischen Blöcke gestaltet. Wir erleben eine wachsende Entmenschlichung³, die sich bisweilen bis zur Unbarmherzigkeit steigern kann. Demokratische Staaten sind in Kriegszeiten unmittelbar oder mittelbar, als einzelne oder miteinander verantwortlich gewesen für den Tod von Millionen unschuldiger und wehrloser Menschen durch Atombomben und konventionelle Waffen, in normaleren Zeiten durch eine Wirtschafts- und Handelspolitik, die zum Hungertod führte. Die Prinzipien, welche die Demokratie entstehen ließen, schaffen keine menschliche Welt für die Menschen, eine Tatsache, welche die Idealisten der Moderne schamrot werden lässt. Wir sehen: Sie schaffen Marktwirklichkeit.⁴

Die Demokratie hat - mehr oder weniger - staatsbürgerliche und politische Freiheiten gebracht: den Rechtsstaat, zivilisatorische und kulturelle Güter, Impulse zum Entstehen einer auf Beteiligung fußenden Gesellschaft, Entwicklung ... Dies ist ihr positives Erbe. Aber die kritischen Einwände sind schon nicht mehr zu überhören, obwohl die Sünden der Demokratie immer noch allzu leicht hin entschuldigt werden, so als ob es sich um die allem Menschlichen innewohnenden Grenzen und Inkohärenzen handelte. Und die kritischen Einwände gehen für gewöhnlich den Problemen nicht auf den Grund. Immer noch überlebt der „Mythos der Demokratie“, und das geschieht in einer westlichen Welt, die unversöhnlich gegen jederart Mythisierung gewesen ist, angefangen bei der Mythisierung der Religion.

Deswegen bedarf es immer noch der „Lehrmeister des Verdachts“, die dem Problem auf den Grund gehen und die Naivität und die scheinbare Unschuld des Westens entlarven, der die Kantsche Forderung „aufzuwachen“ offenbar nicht beikommt. Die grundlegende Frage lautet, warum die Demokratie zustande gekommen ist und warum sie heute so ist, wie sie ist, warum sie nicht eine Welt gestaltet, in der alle Menschen in Gerechtigkeit, Wahrheit, Würde, Freiheit und Geschwisterlichkeit leben können. Und man muss sich auch fragen, warum es in ihr sogar grausame Unbarmherzigkeit gibt und warum sie sich als ein unantastbarer Mythos aufrecht erhält.

Ellacuría war einer jener Lehrmeister des Verdachts. Er ging nicht von einer theoretischen Konzeption aus: Was ist die Demokratie? Sondern er fragte sich: Wozu dient sie? „Der ideologisierten Verwendung des demokratischen Modells geht es nicht um die Selbstbestimmung des Volkes hinsichtlich der politischen und wirtschaftlichen Modelle, sondern um die Verschleierung der kapitalistischen Zwänge.“⁵ Und das setzt voraus, dass es eine solche Verwendung grundsätzlich gibt. Die Demokratie, welche als eine menschlichere Weise der Ausübung von Souveränität begann, hat sich gewandelt zur politischen Komponente einer egoistischen Gesellschaft ohne jeden Idealismus: zu einem Instrument des interessengeleiteten *Produzierens und Aneignens des Produzierten*. Statt ein Instrument zu sein, das freiheitsfördernd wirkt, ist sie in ihren schlimmsten Momenten dazu übergegangen, Zwang und Unterdrückung zu beschönigen. *Freiheit* fordert sie unumwunden für das Kapital. Sie weiß fast nichts von der *Gleichheit* der Menschen. Und von *Geschwisterlichkeit* versteht sie gar nichts. Sie ist zur

politischen Komponente einer Zivilisation des Kapitals geworden – des Reichtums, wie Ellacuría präzisierend hinzufügte. Sie hat eine „schwerkranke“ Gesellschaft erzeugt, die heute „vom Tod bedroht ist durch das Kapital der international arbeitenden Finanzmächte, die vorgeben, dass die unsichtbare Hand des Marktes die einzige und höchste Autorität der Geschichte sei“⁶.

Ellacuría wünschte, dass die Menschenrechte sich durchsetzten, und darin sah er größere – wenn auch bescheidene und unzureichende – Fortschritte als in der Demokratie. Er hegte aber auch den Verdacht, dass sie ebenfalls Opfer einer Ideologisierung werden könnten, und es ist wichtig, daran zu erinnern, weil dies sein Interesse an der Demaskierung der Demokratie noch verstärkte. Die Menschenrechte „sind anfällig dafür, ideologisch in Dienst genommen zu werden, nicht für den Menschen und seine Rechte, sondern für die Interessen der einen oder anderen Gruppe“⁷. Sie werden zu Privilegien von Minderheiten und Mächtigen, und diese können gegen die Rechte der Mehrheiten gebraucht werden. Deshalb war es für Ellacuría äußerst wichtig aufzudecken, *wo die grundlegenden Menschenrechte verletzt werden* und wer diejenigen sind, *die sich dieser Rechte wirklich erfreuen können* – Verdachtsmomente, die denen ähneln, welche auch die Demokratien wecken.

Was das erste betrifft, so besteht das grundlegendste Recht darin, über das eigene Leben selbst zu bestimmen. Aber „für den größten Teil der Menschheit [...] gibt es nicht einmal reale Bedingungen für das bloße biologische Weiterleben – sondern Hunger und Mangel an Arbeit“⁸, und dazu kommt es zu einem guten Teil aufgrund des Rechts von Minderheiten, die Voraussetzungen für Handelsbeziehungen zu bestimmen. Darin liegt die allererste Verletzung der Menschenrechte. Indem *andere* Rechte verteidigt werden (wirtschaftliche Freiheit), verletzt man das allem zugrundeliegende Recht.

Was das zweite betrifft, so ist das reale Subjekt der Menschenrechte nicht der Mensch, der notdürftig leben können muss, sondern der Bürger der Länder, in denen man schon ein gesichertes Leben hat und in denen das „gute Leben“ und nicht mehr das Leben an sich als wohl erworbenes und unantastbares Recht betrachtet wird. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte kann in diesem Fall als utopische Bejahung dessen dienen, was anzustreben ist. Sie illustriert aber weder die Wirklichkeit dessen, was in der Welt geschieht, noch warum dies geschieht. Und für sich genommen ist sie auch kein Anreiz, sich dafür einzusetzen, dass das Gegenteil geschieht.

Um sich der Menschenrechte erfreuen zu können, ist es entscheidender, US-

Der Autor

Jon Sobrino SJ, geb. 1938 in Bilbao, Spanien, lebt seit 1974 in San Salvador. Er ist dort Professor für Theologie und Direktor des Zentrums Monseñor Romero an der Zentralamerikanischen Universität (UCA). Werke auf Deutsch u.a.: *Christologie der Befreiung* (Band 1 seines zweibändigen Hauptwerks „*Jesucristo libertador*“, Mainz 1998); *Sterben muss, wer an Götzen rührt. Das Zeugnis der ermordeten Jesuiten in San Salvador* (Fribourg 1990); *Der Preis der Gerechtigkeit. Briefe an einen ermordeten Freund* (dem Andenken Ellacurias gewidmet, Würzburg 2007). Für *CONCILIUM* schrieb er zuletzt „*Angesichts der Auferstehung eines Gekreuzigten*“ in Heft 5/2006. Anschrift: Centro Monseñor Romero/UCA, apartado 01-106, San Salvador, El Salvador, E-Mail: jsobrino@cmr.uca.edu.sv.

Amerikaner oder Franzose zu sein als einfach *Mensch*, ganz zu schweigen davon, dass jemand vielleicht Kongolese oder Haitianer ist. Und es ist nicht zu sehen, dass es entscheidende Schritte auf die Gleichheit hin gäbe, und seien sie noch so klein. Die Menschheit ist gespalten in solche, welche sich ihrer Rechte erfreuen, und solche, die darunter leiden, dass sie ihnen versagt bleiben. Und nicht nur dies: Das Menschsein-in-Gesellschaft vollzieht sich als „Wirklichkeit der Dialektik zwischen stark und schwach, zwischen Herren und Sklaven, zwischen Unterdrückern und Unterdrückten“⁹.

Diese kritische Betrachtung der Menschenrechte trifft sich mit der kritischen Betrachtung der Demokratie: Verschleiert wird der reale Nutzen, den beide aus dieser Dienstbarkeit ziehen. Und nur wenn dies aufgedeckt wird, wird die gestellte Aufgabe deutlich und ohne irgendwelche kasuistischen Ausflüchte sichtbar: „Das radikale Problem der Menschenrechte [und der Demokratie] ist das Problem des Kampfes des Lebens gegen den Tod, die Suche nach dem, was Leben verleiht, gegen das, was Leben verhindert oder was Tod bewirkt.“¹⁰ Was getan werden muss, ist die Umkehrung der Geschichte, „die Verneinung und Überwindung jenes Zustandes der Schwäche, der Versklavung und Unterdrückung“¹¹.

In der heutigen Welt - und in den Demokratien - ist das, was wir soeben gesagt haben, alles andere als selbstverständlich. Und zwar deswegen, weil die Wirklichkeit weder von der Welt der Armen her gesehen noch empfunden, noch analysiert wird. Diese sind, wie wir es für gewöhnlich definieren, „diejenigen, für die das Leben nicht selbstverständlich ist“ und „diejenigen, die (fast) alle Mächte gegen sich haben“. Außerhalb dieser Welt, ohne Interesse für diejenigen ohne Leben und ohne Macht, werden die Grenzen der Demokratie und das, was ihr Hauptzweck sein sollte, nur mit Mühe verstanden werden.

Auch Comblin sieht, dass die Demokratie drauf und dran ist, zu scheitern wegen ihrer Unfähigkeit, Leben für die Mehrheiten zu schaffen. Er erklärt das mit Hilfe einer Analyse der Unterordnung der Demokratie unter die Wirtschaft, dieser Wurzel ihrer Entartung, was bereits in ihren Ursprüngen sichtbar wird. „Die Moderne stellte sich vor, es genüge, die absolute Monarchie und die privilegierten Klassen - den Klerus und den Adel - abzuschaffen, um so das Reich der Gerechtigkeit aufzurichten. Die demokratischen politischen Institutionen könnten dann in völliger Freiheit tätig werden.“¹² Die alten wirtschaftlichen Mächte wurden jedoch durch neue Mächte anderer Art ersetzt: durch die Herren der Industrie, des Handels, der Banken, welche die demokratischen Institutionen in ihren Dienst nahmen. Die Demokratie wandelte sich um in „eine politische Theorie, die leer war von wirklichem Inhalt, weil die wirtschaftlichen Mächte den Staaten ihren Willen aufzwingen.“¹³ Kurz und gut: Dass die Mehrheiten leben können, ist nicht das Hauptanliegen der Demokratie.

II. Die biblisch-jesuanische Tradition

Auf diese kritischen Einwände könnte man antworten, dass die Demokratie besser funktioniere als die Diktaturen und die alten Formen des marxistischen Sozialismus, und man könnte sie leichthin als das kleinere Übel entschuldigen. Angesichts der wirklichen Übel einer unter ihrer Ägide gestalteten Welt ist es aber dringend erforderlich, die Demokratie zu heilen und zu vermenschlichen. Bei der Inangriffnahme dieser Aufgabe wird jedoch ein anderes ernstes Problem sichtbar: Sich selbst überlassen, hat die Demokratie keine wirksamen Mittel der Selbstkorrektur, um diese schwerwiegenden Mängel zu beheben. Die Demokratie ist krank, aber für gewöhnlich erkennt sie das nicht. Und meiner Meinung nach aus zwei Gründen.

Der erste Grund ist ein fundamentales Problem der Epistemologie: Die Demokratie leistet keine Selbstanalyse aus der Sicht der Armen und der Opfer und auch nicht aus der Sicht der Übel, die sie - zusammen mit einigen guten Leistungen - verursacht. Die Klagelieder angesichts von Armut und Tod sind bloßer *flatus vocis*.

Der zweite Grund ist ideologischer Art: Die Demokratie wird bloß aus einer einzigen Tradition analysiert, aus der Tradition der Moderne mit ihren Wurzeln in der griechischen Welt. Andere Traditionen, die auch über Menschsein-in-Gesellschaft nachgedacht haben, werden nicht in Betracht gezogen. Und angesichts der Kritik der Moderne werden religiöse Traditionen und damit auch die biblische Tradition praktisch *a priori* nicht zur Kenntnis genommen.

Dies ist eine schwerwiegende Beschränkung, denn diese Tradition kann gewiss in ihrer biblisch-jesuanischen Ausprägung und so, wie sie heute in der Theologie der Befreiung geschichtliche Gestalt annimmt, hilfreich sein für die Demaskierung und kritische Bewertung der Demokratie. Sie kann außerdem positive Inhalte anbieten, mit denen die philosophische Armut der Demokratie überwunden werden könnte. Wie Octavio Paz sagt, bietet die Demokratie methodische Verfahrensregeln, aber keine sachlichen Inhalte, angefangen bei den Antworten auf die für die Menschen entscheidendsten Fragen wie auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Glück und schließlich auf die Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen ... Sie kann ein Instrument oder ein Gefüge von Verfahrensweisen sein, um die Macht im Gleichgewicht zu halten und Missbräuche zu verhindern, die sich aus einer massiven Machtkonzentration ergeben können, aber sie ist nicht fähig, an die tiefsten Schichten des Menschseins zu gelangen. Die derzeitigen Demokratien verschleiern vieles, aber darüber hinaus sind sie philosophisch und anthropologisch arm und wirken entsprechend verarmend.

Von da her bekommt diese ungewöhnliche Behauptung Comblins ihren Sinn: „Für uns als Christen ist diese Krise [der Demokratie] nicht allzu überraschend; denn der Begriff Demokratie schien uns in der westlichen Welt schon immer sehr oberflächlich und dazu bestimmt, ein viel grundlegenderes Problem zu verschleiern.“¹⁴ Und er erklärt dies so:

Die von der Philosophie und der Politik des alten Griechenland inspirierte Moderne ging auf die Suche nach dem besten System zur *Ordnung des Gemeinwesens*, und sie wollte die Macht in die Hände aller Bürger legen und nicht in die Hände eines einzelnen, eines Königs oder Aristokraten. Die Gesamtheit des *démos* der *pólis* war trügerisch: Die Sklaven, die Fremdstämmigen und die Frauen waren keine Bürger. Es ist wichtig zu erkennen, warum das so war: weil sie keinen Anteil an der Macht hatten. Dasselbe geschah Ende des 18. Jahrhunderts beim Ausschluss der englischen und französischen Bauern sowie der Schwarzen und Sklaven in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dort waren außerdem die, welche kein Eigentum besaßen, und die Frauen ausgeschlossen. Die Situationen haben sich in unter einigen Aspekten verändert und gebessert, aber die Machtlosen sind auch heute noch eine Wirklichkeit von zentraler Bedeutung in der Demokratie. Es interessiert niemanden, was mit ihnen passiert, sie können ausgebeutet oder als inexistent behandelt werden.

Dies ist genau das Gegenteil von dem, wie es zu Beginn der biblischen Tradition war: Im Zentrum des Geschehens steht ein unterdrücktes Volk ohne Macht, ohne Lebensmöglichkeiten, das aber eine Hoffnung auf Befreiung hegt. Die grundlegende Frage ist folglich, was geschehen soll mit denen, die weder Lebensmöglichkeiten noch Macht haben, damit sie Leben haben, damit sie Menschen und ein Volk werden.

In seiner wirklichen Geschichte wurde Israel von Monarchen mit ihrem Hofstaat und nicht demokratisch regiert, und nur wenige Male standen die Armen und Machtlosen wirklich im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses. Aber mit Sünden und Inkonsequenzen einerseits und mit der leidenschaftlichen Kritik und den Aufrufen zur Bekehrung aus dem Mund der Propheten andererseits überlebte eine Idee und eine Hoffnung: dass die Armen leben sollten. Und es überlebte eine grundsätzliche Überzeugung: Aufgrund des Schicksals der Armen muss beurteilt werden, ob es eine Welt von Menschen gibt oder nicht und was diese Welt aufbaut oder sie zerstört. Und dieser Gedanke und dieses Ideal haben letzte Gültigkeit, weil dies das Ideal von Gott selbst ist, und weil es das Ideal ist, das von sich aus plant: Er ist mit den Machtlosen.

Nun wollen wir daran gehen, einige zentrale Elemente der biblisch-christlichen Tradition zu analysieren, die aufgrund ihrer Eigenart heute hilfreich sein können für die Vermenschlichung der Demokratie: *das Mitleid angesichts des gekreuzigten Volkes, die Gerechtigkeit, die Parteinahme für die Armen*. Und zur Entlarvung ihrer Unmenschlichkeit können helfen: *der Blick auf die Sündhaftigkeit der Macht und des Reichtums, auf die Überheblichkeit*. Offensichtlich wäre es ungerecht, biblische *Gedanken und Ideale* mit den *Realitäten* der historischen Demokratien zu vergleichen. Es wäre aber überheblich, nicht lernen zu wollen von dieser Tradition - wo es heute doch so sehr der Inspiration bedarf - und von den wiederholten Bemühungen, sie in der Geschichte Israels, wenn auch inmitten von gescheiterten Anläufen, in die Tat umzusetzen.

1. Die zentrale Bedeutung des Mitleids angesichts des gekreuzigten Volkes

In der biblisch-jesuanischen Tradition nimmt das Kreuz der kleinen Leute eine zentrale Stellung ein. Und es tut dies auch in unserer eigenen konkreten Geschichte: Hunger, Armut, Ausgrenzung, Ausbeutung, Vertreibungen, Marginalisierung, Geringschätzung der Armen, Tyrannei, Unterdrückung und Versklavung. Dies ist das Schicksal der Machtlosen. Und obwohl in der Demokratie schon ein wenig geschieht, steht das, was mit ihnen geschieht nicht im Mittelpunkt. Wohl aber in der biblischen Tradition, die so beginnt: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört ...“ (Ex 3,7), sagt Gott programmatisch. Und mit einem realen Kreuz endet das historische Leben Jesu.

Die zentrale Stellung des Kreuzes ist von der Theologie der Befreiung wiederaufgenommen worden. Das gekreuzigte Volk ist allzeit das entscheidende unter den Zeichen der Zeit, das Zeichen, das den geschichtlichen Kairos unserer Epoche kennzeichnet und das alljährlich durch die Berichte der Vereinten Nationen (UNDP - United Nations Development Programme) bestätigt wird. Den Mehrheiten wird von den Mächten dieser Welt immer noch alles aus den Händen gerissen, auch Kultur, Würde und Freiheit, „vor allem aber die Freiheit“, wiederholte Ellacuría immer wieder. Und in diesem gekreuzigten Volk ist Gott gegenwärtig, die letzte letztgültige Wirklichkeit. Hier verbietet sich uns ein distanzierter Blick auf die Wirklichkeit, eine *light*-Betrachtung der Wirklichkeit. Der „Autorität der Leidenden“ kann der Gehorsam nicht verweigert werden. Und das Mitleid, die „Kreuzabnahme“, ist der „*articulus stantis et cadentis humanitatis*“. *Die Demokratie muss lernen, der Tatsache des Kreuzes der Welt die zentrale Stellung einzuräumen. Diese Stellung kommt nicht der - bürgerlich verstandenen - Freiheit zu, nicht dem Wohllieben und der Sicherheit inmitten einer Überflussgesellschaft.*

2. Die zentrale Stellung der Gerechtigkeit

Das gekreuzigte Volk ist nicht einfach ein Leichnam, sondern ein Mordopfer. „Ein Kind, das heute Hungers stirbt, stirbt als Mordopfer“, sagt Jean Ziegler.¹⁵ Sein Tod ist eine Ungerechtigkeit. Für die Demokratie jedoch, auch wenn sie die an Hunger Gestorbenen beklagt, ist die Ungerechtigkeit keine im Zentrum ihres Interesses stehende Wirklichkeit. Für die biblische Tradition, die das Gegenteil davon zum absolut im Zentrum stehenden Wert macht, ist sie dies sehr wohl. „Gott zeigt, dass er in der Welt herrscht¹⁶, dadurch, dass er, da er zu allen seinen Geschöpfen gut und barmherzig ist (vgl. Ps 86,15f; 145,9), eine ungerechte historisch-soziale Ordnung in eine gerechte umwandelt, in der Solidarität herrscht und in der es keine Armen mehr gibt (vgl. Dt 15,4).“¹⁷ Die Gerechtigkeit ist es, die bei den Propheten und bei Jesus darüber entscheidet, ob eine Gesellschaft menschlich oder unmenschlich ist. Ihr Inhalt ist Leben, Würde, Wahrheit, Freiheit und Friede. Was dies konkret bedeutet, muss sorgfältig der historischen Situation entsprechend erschlossen werden. Aus ihrem Gegenteil aber ergibt sich in voller Klarheit, was es nicht ist: Tod, Missachtung, Lüge, Versklavung und

Gewalt. Je nach dem, ob es das Erstgenannte gibt und ob das Zweitgenannte überwunden wird, wird eine Gesellschaft menschlich sein oder nicht, was auch immer der Grad der konventionellen Demokratie sein mag. „Dem Schwachen und Armen zum Recht verhelfen: Heißt nicht das, mich wirklich zu erkennen?“ (Jer 22,15f), sagt Gott, und mit dieser Forderung macht er Gerechtigkeit zum letztgültigen Maßstab. Und da sein Kommen nicht etwas Selbstverständliches ist, kommt in der biblischen Tradition ebenfalls der Hoffnung eine zentrale Stellung zu: „Das Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,14). Nicht so in der griechischen Welt: „Die Hoffnung ist eine gefährliche und trügerische Sache“, hat Plato gesagt.

3. Die zentrale Stellung der Armen und der Opfer, Parteilichkeit in der Weise des Handelns

In den Demokratien sucht man das Los der Armen zu verbessern, normalerweise das Los der Armen im eigenen Land und viel seltener das der Armen in anderen Ländern. Man macht daraus aber keine Aufgabe von zentraler Wichtigkeit, wie es die biblische Tradition aber sehr wohl tut. Der erhoffte König ist ein König, der sich aufreißt in der Verteidigung der Armen, um sich so als gerecht zu erweisen. In gleicher Weise entsteht in Israel und in den semitischen Völkern die Idee der Gerechtigkeit und der gerechten Regierung zur Verteidigung der Armen, die ohne sie leichter zur Beute der Mächtigen werden (Ps 72; 1 Kön 10,9; Jer 22,1-3). Daraus folgt sodann, dass die Gerechtigkeit in ihrer Grundidee und in ihrer Praxis *parteilich* ist. Damit wird das - historisch trügerische - *Prinzip Gleichheit*, das eine der theoretischen Voraussetzungen der Demokratie ist, überwunden, und die Herrschaft übernimmt das *Prinzip Parteilichkeit*. Im Zentrum steht der leidende Arme und nicht unmittelbar das Allgemeinmenschliche; und wir alle wissen, dass die Gerechtigkeit allein mit dieser Parteilichkeit ein wenig unparteiischer sein wird.

In der biblischen Tradition sind wir alle Söhne und Töchter Gottes: eine herrliche religiöse Formulierung des Ideals der Demokratie. Vor Gott aber gibt es Privilegierte, die Armen, ein nicht sehr glücklicher Sprachgebrauch, denn diese „Privilegierten“ sind offenbar Angehörige „unermesslicher Mehrheiten“. Daher kommt es, dass das *historische* Ideal der Gesellschaft - etwas anderes dagegen ist das *eschatologische* Ideal - nicht das Ideal der *Gleichheit* aller, sondern das Ideal der *im Zentrum stehenden Armen* ist.

Diese Parteilichkeit gleicht uns in unserem Handeln der Gestalt Gottes an. Bischof Romero kannte den Ausspruch des Irenäus: „Gloria Dei vivens homo.“ Ein schöner allgemeingültiger Satz. Einige Wochen vor seiner Ermordung aber formulierte er ihn folgendermaßen um: „Gloria Dei vivens *pauper*“ - ein *parteilicher* Satz voller Barmherzigkeit. Die Armen sind, wenn sie leben, die Gloria Dei, die Ehre Gottes. Gott selbst ist außer sich vor Freude, wenn er sieht, dass diese Millionen von Menschen, Verarmte, Missachtete, Ignorierte, Verschollene und Ermordete, wieder aufatmen, essen, tanzen, miteinander leben, uns die Hände reichen, uns, die wir keine Armen sind, wenn sie uns und auch denen, die sie Jahrhunderte lang unterdrückt haben, vergeben. *Der „vivens pauper“ sollte auch*

die „Glorie der Demokratie“ sein - und nicht die eigene Entwicklung und der Überfluss, die Weltherrschaft und die Sicherheit.

Kritik an den heutigen Demokratien und Wege zu ihrer Humanisierung

4. Die allgemeine Sündhaftigkeit und die besondere Sündhaftigkeit der Demokratie

Der „Bürger“ hört nicht auf, Mensch zu sein. Das ist evident, aber es ist wichtig, daran zu erinnern; denn man hat eingewandt - und das gehört zum „Mythos“ -, dass die Demokratie nicht so zum Bösen neige, zumindest nicht so sehr wie andere Systeme. Aber damit macht man es sich zu einfach.

Die Macht. Positiv an den Demokratien ist, dass sie sich bemühen, die Inhaber der politischen Macht zu kontrollieren; und dass die drei Gewalten sich eine Selbstbeschränkung auferlegen, wenn auch jede Form von Macht den Eliten vorbehalten ist. Aber nie werden die Nachteile bedauert, welche diejenigen treffen, denen man jede Form von Macht vorenthält. In der biblischen Tradition ist dies ganz anders. Wo Jesus sich auf die Macht der Regierenden bezieht, sagt er: „Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und dass die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen“ (Mk 10,42; Mt 20,25), Worte, die Lukas an anderer Stelle, nämlich im Rahmen des letzten Abendmahls (Lk 22,24-27) einordnet, um ihnen größeres Gewicht zu verleihen.

Mit dieser schwerwiegenden Mahnung sollten die Demokratien (und nicht bloß die Diktaturen, die Monarchien, die Regime der „Nationalen Sicherheit“ und der verschiedenen Formen von Sozialismus) konfrontiert werden; und ebenso die religiösen und kirchlichen sowie die internationalen Mächte. In der realen Geschichte handeln die Demokratien unterdrückerisch mit ihrer Macht. Bisweilen sogar *grausam*, wie in Hiroshima oder im Nahen Osten. Bisweilen *unmenschlich*, wie mit dem gegen Lateinamerika gerichteten Mauerbau in Mexiko, oder indem sie zulassen, dass das Meer für die Afrikaner zu einer unüberwindlichen Mauer wird. Und bisweilen kalthertzig - mittels der Entscheidungen der Weltbank, des Internationalen Währungsfonds oder der Welthandelsorganisation. Mit der Macht werden die Machtlosen unterdrückt. Auch in den Demokratien. So hat Jesus es erlebt, und so geschieht es bis auf den heutigen Tag.

Der Reichtum. In der Demokratie wird die Anhäufung von Reichtümern gefördert und hochgeschätzt. Und die Korruption wird als etwas Normales betrachtet, wofern sie nicht ungewöhnlich maßlos ist. Die Bildung übermäßig großer Vermögen an sich wird jedoch nicht als Anschlag auf die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit betrachtet. Sie setzt sich diskussionslos durch. Und deswegen wendet sich Ellacuría Kritik vor allem anderen gegen „die kapitalistische Anlagopolitik“. Und Mayor Zaragoza kritisiert „die Aufgabe von Rechten zugunsten der Marktgesetze“. Die Demokratie hat sich verführen lassen von der Faszination des Reichtums, und es gibt in ihr nichts, das vor dieser gefährlichen Versuchung schützt.

Das Neue Testament warnt sehr wohl vor dieser gefährlichen Versuchung: „Die Habsucht ist die Wurzel aller Übel“ (1 Tim 6,10). In den Demokratien dagegen hat „das Geld“ gesiegt und verursacht große Übel. Eines dieser Übel, das von

grundlegender Bedeutung für die Entmenschlichung ist, ist die Tatsache, dass sie zu beleidigenden Vergleichen zwischen Arm und Reich führen. Das Gleichnis vom reichen Prasser und armen Lazarus bringt ganz genau die Wirklichkeit des demokratischen Westens und der ihm untergeordneten Menschen in der Dritten Welt zum Ausdruck. Doch im Unterschied zu dem Gleichnis hat der Arme, den Jesus noch mit seinem Namen Lazarus nennt, genau so wie der reiche Prasser keinen Namen mehr. Er wird abgewertet und wie jemand betrachtet, den es gar nicht gibt.

Überheblichkeit. Dass es im Überfluss lebende demokratische Länder und arme Länder, reiche Prasser und Lazarusse, gibt, kann mehr oder weniger Sorge bereiten, aber es wird als „normal“ betrachtet, was den Grad der Entmenschlichung, in der wir leben, ermessen lässt. Überdies hat sich im allgemeinen Bewusstsein die Überzeugung festgesetzt, dass das Wohlleben etwas sei, das der Demokratie zukomme, das zu ihrer offenkundigen Bestimmung gehöre – so wie das Bewusstsein, erwählt zu sein, zum religiösen Bewusstsein gehöre. Nur ist nichts davon der Wahrheit so fern. Die Erwählung Israels ist ein Teil des Planes Gottes, eine menschliche Welt zu schaffen: Israel ist nicht geschaffen, um selbst zu herrschen und die anderen zu unterjochen, sondern um recht zu handeln, um den Armen zu verteidigen und den Bedrückten zu beschützen. Und dies muss es mit totaler Hingabe tun, und zwar weil es selbst Bedrückung, Versklavung und Verbannung erlitten hat. Die Erwählung ist kein Privileg, sondern begründet Verantwortung. Denn nichts rechtfertigt die Überheblichkeit, auch nicht, wenn es so etwas in der Demokratie gibt.

Überheblichkeit ist das Bewusstsein der Überlegenheit über die Völker der Dritten Welt. Oftmals ist es auch gefährliche Heuchelei, wie Jeremias sie anprangert. „Vertraut nicht auf die trügerischen Worte: Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist hier [...] Denn nur wenn ihr euer Verhalten und euer Tun von Grund auf bessert, dann will ich bei euch wohnen hier an diesem Ort.“ (Jer 7,3) Und es wäre eine fatale Überheblichkeit, das „gute Leben“ als das uns geschuldete Leben zu verstehen; denn heute ist dies nur auf Kosten des schlechten Lebens der Mehrheit der Menschheit möglich. Auch mit Demokratien bleibt es wahr, dass „die Menschheit geteilt ist zwischen Unterdrückern und Unterdrückten“, sagt Comblin.

Und noch eine letzte Überlegung: Um die Dinge so zu sehen, bedarf es nur der „ehrlichen Konfrontation mit der Wirklichkeit“, was den „Willen zur Wahrheit“ voraussetzt. Doch dieser nimmt in der Demokratie keine zentrale Stellung ein. Sie bietet zwar „Freiheit der Meinungsäußerung“ an – und dessen rühmt sie sich. Aber diese beiden Dinge sind nicht ein und dasselbe. Die biblische Tradition dagegen und *in concreto* die paulinische Tradition warnen uns vor den Übeln, die entstehen, wenn „der Wille zur Wahrheit“ verdrängt wird, und noch mehr, wenn „die Wahrheit unterdrückt wird“: Dann wird der Mensch verdorben, sein Herz verfinstert sich, und die Wirklichkeit offenbart Gott nicht mehr (Röm 1,18–25) – oder um es für die Nichtglaubenden zu sagen: Die Wirklichkeit offenbart sich nicht mehr so, wie sie ist. Dies steht auf dem Spiel, wenn man vom „Willen zur

Wahrheit“ nichts wissen will, und das gilt auch in der Demokratie, selbst wenn sie die „Freiheit der Meinungsäußerung“ verteidigt.

III. „Volk Gottes“ und „Kirche der Armen“

Diese Gedanken und Ideale sind es, welche die biblisch-jesuanische Tradition beiträgt, um die Demokratie kritisch zu sehen und zu vermenschlichen. Das ist nicht viel, könnte man sagen, aber wenn man es ernst nimmt, enthält es dasselbe Potential zur Vermenschlichung, das in einer Demokratie den Idealen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingeräumt werden sollte, wenn man auch, wenn dies nicht geschieht, sich nur wundern kann, dass auch der biblisch-jesuanischen Tradition keine Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Außerdem aber muss man sich bewusst sein, dass diese Tradition entstanden ist inmitten von geschichtlich bedingten Weisen, das Menschsein in Gemeinschaft zu leben und dies auf die größtmöglich menschliche Weise zu gestalten. Dem biblischen und christlichen Glauben ist die Gemeinschaftlichkeit sowohl unter theologischem als auch unter geschichtlichem Blickwinkel wesentlich. Die konkreten Formen mögen sich ständig ändern. In der ersten Zeit gibt es „Gemeinden“, später dann „Diözesen“ und „Patriarchate“. Das Ideal behauptet sich dann noch in „Ordensgemeinschaften“ und degeneriert in der Gestalt der „Christenheit“. Erklärtermaßen aber wird der christliche Glaube in Gemeinschaft, in „Kirche“, gelebt. Das bedeutet, dass die analysierten Traditionen Wirklichkeit werden können oder nicht, was im Einzelnen analysiert werden muss. Die Kirchlichkeit des Glaubens setzt die Möglichkeit voraus, jenen Gedanken und Idealen konkrete Gestalt zu geben. Offensichtlich setzt das auch eine Verantwortung – und zugleich die bis hin zur Heuchelei gehende Gefahr – voraus, die wichtigsten Traditionen, welche die Kirche den Menschen „draußen“ predigt, „zu Hause“ nicht zu leben. In diesem Zusammenhang möchten wir zwei Modelle von Kirche analysieren, je nach dem, was sie zur Demokratie beitragen oder nicht, und was sie von der Demokratie empfangen können.

1. Volk Gottes

Nach den Aussagen des Konzils erfreuen sich alle Mitglieder der Kirche derselben Würde, vorgängig zu dem besonderen Platz, den sie innerhalb der Kirche einnehmen. Bei dieser Erklärung bezog sich das Konzil auf Traditionen der Urkirche, und tatsächlich musste es sich dabei auch von den besten Werten der Demokratie inspirieren lassen, die als eines der Zeichen der Zeit betrachtet wird. Sogleich aber ergaben sich Schwierigkeiten. Anlässlich der außerordentlichen Bischofssynode, die 1985 in Rom stattfand, sagte Kardinal Ratzinger, der Begriff *Volk Gottes* sei gefährlich, weil er dazu führe, dass die Kirche soziologisch verstanden werde. Und er verteidigte einen ontologischeren Begriff, indem er sagte: Die Kirche ist *communio*.

Es ist nicht alles verloren gegangen, aber die Richtung war nun gewiesen.

Einerseits wurde nicht vergessen, dass das Beste der Demokratie die Kirche beeinflusst hat und dass es sie auf den heutigen Bewusstseinsstand gebracht hat, was die höchsten Werte betrifft, welche die Menschheit entwickelt hat, und dass damit jahrhundertealte Mängel überwunden wurden. *In concreto* ging es dabei um die Überwindung der Ungleichheit, den Autoritarismus der in dieser Welt herrschenden, die Konzentration der Macht in den Händen weniger, die Marginalisierung der Laien, vor allem der Frauen, die Unmöglichkeit, Berufung einzulegen, der die Autorität Rechnung tragen muss ... Die Begriffe müssen verfeinert werden, und die Unterscheidung zwischen bürgerlicher Demokratie und religiöser Institution muss aufrecht erhalten werden. Es kann jedoch nicht bestritten werden, dass es den Wunsch nach einer menschlicheren Kirche gibt, die sich konsequenter an das hält, was Jesus ausgelöst hat, nach einer Kirche, die Jesus ähnlicher ist. Das ist es, was ins Spiel kam mit der Rede von einer Kirche als „Volk Gottes“ - mit all seinen Analogien zu dem, was das Beste an der Demokratie ist.

Andererseits steht die Glaubwürdigkeit der Kirche auf dem Spiel, wenn sie von anderen demokratisches Verhalten und Respekt vor den Menschenrechten fordern will - vor denselben Rechten, die sie in ihrer Soziallehre verteidigt - und wenn sie für die biblischen Werte, die wir hier analysiert haben, bei anderen werben will. Und wenn man wirklich glaubwürdig handeln will, wird es gut sein, auch Schuld zu bekennen und mit gesundem Menschenverstand um Vergebung für die in vergangenen Zeiten gegen die Demokratie ausgesprochenen Bannflüche zu bitten und zu danken für ihre Erfolge, so begrenzt sie auch sein mögen. Und es wird gut sein, demütig anzuerkennen, dass die Moderne etwas Wichtiges gebracht hat, das die kirchlichen Traditionen nicht zustande gebracht haben.

2. Kirche der Armen

Die *Kirche der Armen* ist ein Begriff, der zu unterscheiden ist von dem des Volkes Gottes und der mehr sagt als dieser Begriff. Bei der Versammlung von Medellín spielte er eine zentrale Rolle und erhält dann eine starke Verwurzelung im Evangelium. Er betont die Ungleichheit in der Kirche, und zwar nicht von oben herab zugunsten der Hierarchie, sondern von unten her zugunsten der Armen. Und das war möglich, weil es in Medellín eine noch größere Zäsur gab als im Konzil: Der Glaube und die Kirche wurden nicht mehr mit der Welt, sondern mit den Armen in Verbindung gebracht.

Im Konzil wurde die Diskussion über das Thema „Kirche der Armen“ bloß begonnen. Angesprochen hatten dieses Thema Johannes XXIII., Bischof Himmer von Tournai („*primus locus in Ecclesia pauperibus reservandus est*“) und vor allem Kardinal Lercaro. Am Ende der Ersten Sitzungsperiode gab es einige überraschende Wortmeldungen dazu. Das Konzil aber hat das wichtigste Thema nicht behandelt: „die Kirche insofern sie besonders Kirche der Armen ist“.

Für die Bedeutung dieser Kirche der Armen hat die Institution kein rechtes Gespür gehabt. So wie ich die Dinge sehe, nimmt auch die Theologie sie nicht sehr ernst, außer in historischen Studien, was einer Verarmung gleichkommt.

Und noch weniger tut dies das kirchliche Lehramt. Sie pflegen sich mit den Armen nur zu befassen, wenn sie von der Missionstätigkeit und der Pastoral der Kirche sowie von der Moraltheologie reden. Sie machen sie aber nicht zur zentralen Wirklichkeit, um das Ganze der Kirche neu zu denken, was aus der Sicht der Dritten Welt nicht leicht zu verstehen ist. Wie schon Ellacuría das Thema zum Gegenstand seiner theoretischen Überlegungen gemacht hat, so müssen die Armen im Mittelpunkt der Kirche als ihr inneres Prinzip der Struktur, der Organisation und der Mission stehen:

„Die Kirche der Armen ist nicht diejenige Kirche, die reich ist und sich als eine solche etabliert und sich überdies noch um die Armen kümmert; es ist nicht diejenige Kirche, die außerhalb der Welt der Armen lebt und ihnen großmütig ihre Hilfe anbietet. Es ist vielmehr eine Kirche, in der die Armen deren bestimmendes Subjekt und das Prinzip des inneren Aufbaus sind; die Vereinigung Gottes mit den Menschen, so wie sie sich in Jesus Christus darbietet, ist, wie sie sich historisch vollzogen hat, die Vereinigung eines Gottes, der sich in erster Linie an die Welt der Armen entäußert hat. So wird die Kirche, wenn sie selbst arm ist und sich vor allem von ihrem Grundwesen her dem Heil der Armen widmet, das sein können, was sie ist, und so wird sie auf christliche Weise ihre Sendung zum universalen Heildienst entfalten können. Unter den Armen Fleisch anzunehmen und das Leben für sie hinzugeben und für sie zu sterben, das ist die Art und Weise, wie sie auf wesentlich christliche Weise zum wirksamen Zeichen des Heils für alle Menschen werden kann.“¹⁸

Ellacuría leugnet weder, dass die Kirche *Volk Gottes* ist – noch die impliziten Werte der Demokratie –, aber er geht darüber hinaus. Die Kirche der Armen erhält ihre Gestalt durch das Prinzip der Parteilichkeit, wie wir vorher gesehen haben, und sie nimmt ihre letzte theologale Wurzel ernst. Und dieses Prinzip bringt, obwohl die Worte auf den ersten Blick erschrecken, theoretisch die Ungleichheit innerhalb der Kirche zum Ausdruck, und zwar nicht zugunsten desjenigen, das oben ist, sondern zugunsten desjenigen, das unten ist. Und auf diese Weise kommt auch eine theoretische Schwäche der Demokratie und verwandter Denkweisen ans Licht, die praktische Folgen hat: In einer Welt und einer Kirche mehrheitlich Armer ist es mit der Gleichheit, mit der Berücksichtigung der Armen, nicht getan (wenn es nur so wäre!), vielmehr muss ihnen eine zentrale Stellung eingeräumt werden.

Darauf legte Ellacuría besonderen Nachdruck aufgrund angehäufter historischer Erfahrung. Eine Gesellschaft, die den Anspruch erhebt, wirklich *demokratisch* zu sein, muss von den Armen und Machtlosen her gedacht und organisiert sein. Andernfalls bleibt ihnen letzten Endes das soziale und kirchliche Recht als Vollbürgern vorenthalten. Oder wenn sie drinnen bleiben, werden sie bloß mit Brosamen abgespeist. Hartnäckig verfocht er diese Überzeugung aber auch aus einem aus dem Evangelium abgeleiteten Grund: Ohne die Armen in ihrem Mittelpunkt, ohne „die Armen im Geiste“, kann die Kirche nicht evangeliumsgemäß gestaltet werden. Die Seligpreisungen sind die Gründungsurkunde nicht irgendeiner Kirche, sondern der Kirche der Armen.

Das zu akzeptieren ist nicht leicht, auch in progressistischen Theologien, aber ohne dies, das sage ich ganz frei heraus, kann auch die konziliare Theologie der Verbürgerlichung verfallen. Es handelt sich hier um eine freie Wahl, aber eine klarsichtige und keine einer Laune entspringende Wahl. Diese Klarsicht kommt dadurch zustande, dass wir die Wirklichkeit von der Parteinahme für die Armen her verstehen, dass wir uns die Pflicht aufladen, für die Befreiung der Armen zu wirken, dass wir an ihrem Kreuz Anteil nehmen und dass wir uns von dieser Wirklichkeit tragen lassen, indem wir in ihnen der Hoffnung und dem Heil begegnen.

Eine Kirche, in der die Armen im Mittelpunkt stehen, die im Wesentlichen aus Basisgemeinschaften besteht - und „Basis“ sind die Armen und nichts anderes - kann alles akzeptieren, aber nur, wenn es auf eine besondere Weise ausgestaltet wird. Sie akzeptiert die Hierarchie, und sie ermöglicht dankbar einen Bischof Romero und gehorcht ihm. Sie akzeptiert die Priester und Ordensfrauen. Sie akzeptiert Institutionen aller Art, Rundfunksender wie YSAX19, in dem der Bischof zu Wort kam, Kollegien und sogar Universitäten, wenn sie mit den Armen waren und mit ihnen zusammenarbeiteten. Sie akzeptiert die Lateinamerikanische Bischofskonferenz (CELAM) und ihre II. Konferenz in Medellín. Die Armen der Kirche der Armen verneinen nichts, aber sie gestalten alles - ohne es zu fordern und wahrscheinlich auch, ohne sich dessen voll bewusst zu sein - evangeliumsgemäßer.

Kommen wir zum Schluss. Um die Demokratie zu vermenschlichen, bedarf es vieler Dinge. Abgesehen von dem, was wir schon gesagt haben, betont Ellacuría nachdrücklich, die Christen sollten zusammen mit anderen ökonomische und politische Modelle fördern, die Lebensmöglichkeiten und Gerechtigkeit in der Gesellschaft bewirken. Comblin glaubt, dass es in der lateinamerikanischen Kirche, wenn die in einem Teil der Hierarchie vorhandene „Empfindlichkeit der Oberklasse“ einmal überwunden sein wird, „immer eine Minderheit der Hierarchie, des Klerus und der Ordensleute geben wird, die sich für radikale soziale Veränderungen engagieren werden. Dies sind die treuen Erben von Medellín und Puebla“²⁰. Das wichtigste aber, was die Kirche auf Dauer wohl als ihren besonderen Beitrag leisten kann, ist, im allgemeinen Bewusstsein das Prinzip des Mitleidens und der Gerechtigkeit und das Prinzip der Parteinahme für den Armen heimisch zu machen - und Zeichen dafür zu setzen.

Gottes Vaterliebe ist universal und Ausdruck der theologalen Demokratie: „Wir alle sind Söhne und Töchter Gottes.“ Derselbe Gott aber hat diese Universalität durch sein Mitleiden geschichtswirksam werden lassen: Es gibt Privilegierte, nämlich die Armen und Unterdrückten. Und Gott handelt so mit allen unterdrückten Völkern, nicht bloß mit Israel. Er ist der Befreier der Söhne der Kuschiten, eines verlorenen Volkes im fernen Äthiopien; der Philister, der schlimmsten Feinde Israels, die aus Kaftor emigriert waren; der Aramäer von Kir (Am 9,7). Er ist auch der Befreier der Ägypter, wenn sie zu Jahwe rufen, er möge sie gegen ihre Unterdrücker verteidigen (Jes 19,20). Und er ist ihr Befreier, weil er Mitleid mit ihnen empfindet.

Vielleicht können dieses Mitleid und diese Parteinahme auch die Demokratie retten.

¹ Auch die Vereinigten Staaten von Amerika verletzen immer wieder die Formaldemokratie auf internationaler Ebene. „Sie respektieren weder den Willen der Mehrheit der Menschheit noch die Souveränität der anderen Nationen, ja nicht einmal die von massiven Mehrheiten gefassten Schiedssprüche der Vereinten Nationen noch die Urteile des Haager Gerichtshofs.“ Ignacio Ellacuría, *El desafío de las mayores pobres*, in: ECA, Nr. 493/494 (1989), 1080.

² José Comblin, *Crisis de la democracia*, in: Agenda Latinoamericana Mundial 2007, 22.

³ Vgl., was ich geschrieben habe in: *Fuera de los pobres no hay salvación. Pequeños ensayos utópico-proféticos*, Madrid 2007, 65-74.

⁴ „Die mächtigsten und wohlhabendsten Länder haben die Prinzipien der Demokratie (Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Solidarität) aufgegeben zugunsten der Gesetze des Marktes.“ – Federico Mayor Zaragoza in: *El País*, 6. Juni 2006, 15.

⁵ Ignacio Ellacuría, *Utopía y profetismo*, in: Revista Latinoamericana de Teología 17 (1989), 152.

⁶ Jean Ziegler in: *El País*, 9. Mai 2005.

⁷ Ignacio Ellacuría, *Historización de los derechos humanos desde los pueblos oprimidos y las mayorías populares*, in: ECA, Nr. 502 (1990), 590. Siehe auch meinen Artikel *Los derechos humanos y los pueblos oprimidos. Reflexiones histórico teológicas*, in: Revista Latinoamericana de Teología 43 (1998), 79-102.

⁸ Ellacuría, *Historización*, aaO., 590.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd. 593.

¹¹ Ebd. 591.

¹² Comblin, *Crisis*, aaO., 23.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ziegler, aaO.

¹⁶ In weltlicher Sprache: dass „die Welt gesehen wird, wie sie gesehen werden muss“.

¹⁷ Xavier Alegre, *El reino de Dios y las parábolas de Marcos*, in: Revista Latinoamericana de Teología 67 (2006), 8.

¹⁸ Ignacio Ellacuría, *La Iglesia de los pobres, sacramento histórico de liberación*, in: ECA, Nr. 348/349 (1977), 717.

¹⁹ „YSAX - la voz panamericana“: offizieller Sender des Erzbischofs von San Salvador, Oscar A. Romero, die „Stimme derer ohne Stimme“ („La Voz de los sin Voz“). Anm. d. Red.

²⁰ Ellacuría, *La Iglesia de los pobres*, aaO., 25.

Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht